

Die Naturwissenschaft, die Lebenswelt und das Wunder des Lebens¹

VON TRAU GOTT KOCH

I.

In der Nachfolge von Max Planck und Werner Heisenberg² räumen viele Naturwissenschaftler ein, dass die Naturwissenschaft die Natur nicht objektiv wiedergibt, wie sie an sich ist, sondern eine Theorie der wissenschaftlichen Erforschung der Natur ist. Der Biologe Alfred Gierer beispielsweise betont, dass „die Physik [...] keine Beschreibung einer anschaulichen Wirklichkeit mehr“ ist, „sondern eine Theorie des möglichen Wissens“³. In einer früheren Schrift schreibt er jedoch auch: „Alle Ergebnisse der Naturwissenschaft weisen darauf hin, daß die Gesetze der Physik den Bereich des objektiv Beobachtbaren voll erfassen.“⁴ Doch was darüber hinausgeht oder der naturwissenschaftlichen Berechnung und Erklärung entgeht, das gilt für nicht verbindlich erkennbar, für nicht allgemein nachprüfbar und also für nicht wissbar. So auch A. Gierer: Auf „der metatheoretischen Ebene“ kann man in „Übereinstimmung mit wissenschaftlichen Tatsachen und logischem Denken die Welt atheistisch, polytheistisch oder monotheistisch“ – also, füge ich hinzu, beliebig – „interpretieren“⁵. Der Biologe und ehemalige Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, Hubert Markl, beschreibt „die Ordnung des Lebens“ in ihrer ‚Regeneration‘ als „dynamischen [...] Schwebezustand“ und fährt dann fort:

durchaus ein Gleichgewicht, doch das eines tanzenden Kreisels, den die Antriebspeitsche ständig zugeführter Energie am Rotieren halten muß, wenn er nicht stehen bleiben, kippen, fallen soll, wie Schiwa Natardscha, der tanzende Schiwa, den Tandara, den kosmischen Tanz, tanzen muß, der zerstören muß, damit sich Dhamra, das Gesetz, erfüllen kann, nach dem sich alles immer wieder herstellt⁶.

¹ Zugrunde liegt der folgenden Abhandlung ein Vortrag in der Akademie der Wissenschaften in Hamburg am 14. Januar 2010.

² Robert Spaemann führt den Philosophen Ludwig Wittgenstein an, der einmal schreibt, „es sei der Aberglaube der Moderne, die Naturgesetze erklärten uns die Naturereignisse, während sie doch nur strukturell Regelmäßigkeiten beschreiben“ (*R. Spaemann*, Am Anfang. Warum es nichts als vernünftig ist, an Gott zu glauben; in: „Die Welt“, Beilage: „Die literarische Welt“ Nr. 53 (Silvester 2004/Neujahr 2005), 2.

³ A. Gierer, Physik, Leben, Bewußtsein. Über die Tragweite und Grenzen naturwissenschaftlicher Erkenntnis; in: Evolution und Gottesglaube. Ein Lese- und Arbeitsbuch zum Gespräch zwischen Naturwissenschaft und Theologie, herausgegeben von W. Böhme. Göttingen 1988, 183–199; Zitat: 184.

⁴ A. Gierer, Die Physik, das Leben und die Seele. München/Zürich 1985, 225.

⁵ Ders., Physik, Leben [wie Anmerkung 3], 195; vgl. 198.

⁶ H. Markl, Dasein in Grenzen: Die Herausforderung der Ressourcenknappheit für die Evolution des Lebens, Konstanz 1984, 6.

Die folgenden Überlegungen sollen zeigen, dass die Naturwissenschaft gemäß ihrer Methode der Kausalität eine in sich begrenzte Erkenntnis der Natur ist – und dass sie doch zusammen mit der Zweck-Mittel-Rationalität in unserer Lebenswelt dominant, zur herrschenden Meinung als einzig für die Naturerkenntnis zuständiges Wissen geworden ist.

Der Philosoph Robert Spaemann definiert „die Wissenschaft“, insbesondere die Naturwissenschaft, als „Bedingungsforschung“. Sie fragt nicht, was etwas ist, sondern was die Bedingungen seiner Entstehung sind. Und sie fragt es, weil wir durch Kenntnis dieser Bedingungen in den Stand gesetzt werden, selbst in den Lauf der Dinge einzugreifen. Dieser Typus von Wissenschaft ist durch den Willen zur Naturbeherrschung bestimmt.⁷ Oder ausgedrückt in der Formulierung des dänischen Religionsphilosophen und Theologen Knut Eiler Løgstrup:

Dies, *wie* ich bin oder auftrete, fühle und denke, läßt sich mit den Geschehnissen, die vorausgingen und Ursache dazu waren, erklären. Was sich dagegen nicht erklären läßt, ist, *daß* ich überhaupt von Augenblick zu Augenblick existiere. Wie weit ich auch in der Kette der Ursachen zurückgehe, so kann ich immer nur eine Erklärung dafür geben, *wie* ich bin, aber niemals, *daß* ich bin.⁸

In anderen Worten: Die Naturwissenschaft gibt uns eine Erklärung dafür, wie etwas beschaffen ist. Dazu deckt sie die gesetzmäßigen Entstehungsbedingungen dieses „etwas“, also die Ursachen eines Phänomens oder Sachverhaltes, auf. Aber sie sagt uns nicht, *was* das Phänomen oder der Sachverhalt als diese Bestimmte in sich sind, und sagt uns ebenso nicht, *dass* sie jeweils als diese Bestimmte sind.

Entsprechend ist ihr Erkennen ausgerichtet: Immer ist sie an den Bedingungen der Möglichkeit dessen, was ist, interessiert. Was seinen Bedingungen genügt, was also möglich ist, das existiert oder existiert nicht. Was da existiert oder nicht existiert, das ist zufällig und selbstverständlich endlich, denn es kann sein oder nicht sein. In Løgstrups Formulierung: „Ein Ding in seiner empirischen Existenz erkennen, heißt erkennen, wie es von seinen Bedingungen her sein kann [!], was es ist.“⁹

Nach ihrem eigenen, im Grunde durch die Philosophie Kants geklärten Verständnis erforscht die Naturwissenschaft die äußeren Gesetzmäßigkeiten von Abläufen und gerade nicht, was die Natur und die verschiedenen Phänomene in sich *selbst* sind. Ausgehend von der Beobachtung auffälliger Erscheinungen in der Welt der Dinge außer uns – von Erscheinungen, die darum auffällig sind, weil sie sich bislang keiner Erklärung fügen – sucht die Naturwissenschaft, das Konstante dieser Erscheinung aufzudecken und durch Rückführung auf ihre Entstehungsbedingungen oder Ursachen zu

⁷ Spaemann, Am Anfang (wie Anmerkung 2), 2.

⁸ K. E. Løgstrup, Schöpfung und Vernichtung. Religionsphilosophische Betrachtungen. Übersetzt von R. Løgstrup, Tübingen 1990, 71.

⁹ Ebd. 105.

erklären. Die kausalen Gesetzmäßigkeiten, die die Naturwissenschaft erforscht, sind durch kein Eingreifen von außen veränderbare Notwendigkeiten. Dass sie bei einem empirisch Existierenden der Fall sind oder zutreffen, ist wissenschaftlich gesehen zufällig. „Exakt“ ist die Naturerkenntnis, wenn ihre Gesetzmäßigkeiten mathematisch beschreibbar sind. Kausal bestimmte Abläufe werden also in mathematisch formulierten Gesetzmäßigkeiten beschrieben. Das besagt nach Løgstrup: „Die Welt in ihrer sinnlichen Erfahrbarkeit wird“ in eine „Welt“ der „Meßbarkeit“ in mathematischen Funktionen oder Faktoren überführt.¹⁰ Die Naturwissenschaft ist die Erforschung von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen. Ihre Methode ist einzig die der Kausalität. Gemeinhin geht die Konsequenz der naturwissenschaftlichen Erforschung dahin, zu behaupten: Der kausal bedingte Sachverhalt, die feststellbaren Entstehungsbedingungen eines Phänomens seien das Einzige, was „objektiv“ und also allgemein nachvollziehbar zu erkennen sei und damit sei der betreffende Sachverhalt, das Phänomen, ausreichend erfasst.¹¹

Die Methode der Kausalität wird also von der Naturwissenschaft zur einzig „objektiven“ und zur einzigen Methode mit Erkenntnisgehalt erklärt. Nun ist sie die entscheidende Kategorie des Verstandes. Der Verstand ist die Erkenntnis-Einstellung, die alles nur von außen beobachtet oder wahrnimmt, die nicht danach fragt, was dieses oder jenes Bestimmte als solches oder in sich selber ist, sondern das Erkannte im Erkennen funktionalisiert. Das Verstandesdenken und -erkennen besteht darin, dass sich das erkennende Subjekt in Distanz zum Objekt, zum Erkenntnis-Gegenstand, setzt, eben um dieses zu beobachten, zu messen und die Gesetzmäßigkeit seiner Entstehungsbedingungen festzustellen. Die Kategorie „Ursache“ ist immer eine äußerliche Kategorie. Und was in ihr gedacht ist, ist immer ein bloß nach außen wirkendes Objekt.

Die Kausalität, der Ursache-Wirkungs-Zusammenhang, ist eine schematische Kategorie, ein Schema, und als solches anonym. Es ist anwendbar auf alles, was uns vorkommt, was uns erscheint.¹² Schon rein formal ist es so, dass die Suche nach der Ursache ein Sehen auf anderes ist, nämlich auf das, was diesen bestimmten Sachverhalt hervorgebracht hat. Man geht mit dieser Suche nach der Ursache von der bestimmten Sache weg zu anderem als dessen Bedingung.

¹⁰ K. E. Løgstrup, *Ursprung und Umgebung. Betrachtungen über Geschichte und Natur.* Übersetzt von R. Løgstrup. Tübingen 1994, 127.

¹¹ Siehe beispielsweise *Gierer* (Anmerkung 3).

¹² Nicht grundlos ist gesagt: „In der Naturwissenschaft kommt der Begriff ‚Sinn‘ überhaupt nicht vor, kann er doch mit keiner Messung bestimmt und in keine Gleichung gefaßt werden“ (*A. Benz*, *Das geschenkte Universum. Astrophysik und Schöpfung.* Düsseldorf 2009, 140). Von K. E. Løgstrup wird das grundsätzlich formuliert: „Ein Ursache-Wirkungs-Verhältnis ist [...] als solches genommen vernunftlos.“ Er fügt erläuternd hinzu: „Ich sage vernunftlos und nicht unvernünftig, denn Unvernunft ist eine Form von Vernunft, es“ [sc. sie] „ist Vernunft, die versagt.“ (*Ders.*, *Ursprung und Umgebung* [wie Anmerkung 10], 83.) Gemeint ist „vernunftlos“ in dem Sinne, dass Vernunft im Ursache-Wirkungs-Zusammenhang gar nicht vorkommt. Wir könnten auch sagen: Jenes Verhältnis ist sinnfremd; es ist diesseits von Sinn und Widersinn.

Alles, was mittels der Methode der Kausalität nach seinen Entstehungsbedingungen festgestellt und *so* erkannt ist, das ist verwertbar nach von uns Menschen gesetzten Zwecken. Mithin hat die Naturwissenschaft die Technik zu ihrer Konsequenz. In ihren hauptsächlichen Bereichen zielen die naturwissenschaftlichen Entdeckungen von Gesetzmäßigkeiten auf die Beherrschung der Natur und folglich auf deren Verfügbarmachung für den menschlichen Nutzen, auf Verwertbarkeit als Mittel für menschliche Zwecksetzungen.

Mit diesem Verstandesdenken hat die Naturwissenschaft ihre großartigen Entdeckungen erreicht. Es seien nur die Entdeckung der Elektrizität und die Errungenschaften in der modernen Medizin erwähnt. Die naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Erfolge bedeuten die Emanzipation von der traditionellen Naturabhängigkeit. Und ebendiese Verfügbarmachung führt die Technik mittels der Zweck-Mittel-Rationalität, mittels des instrumentellen Verstandes aus. In beiden, in Naturwissenschaft und Technik, herrscht ein und derselbe instrumentelle Verstand. Sie bedingen sich in der Moderne gegenseitig. Und so haben sie die Welt, in der wir leben, weitgehend umgewandelt und bestimmen sie.¹³ Ohne sie könnten wir nicht *so* leben, wie wir leben. Der instrumentelle, kalkulierende Verstand – nach dem Gesetz der Effizienz: möglichst größter Erfolg bei möglichst kleinem Aufwand – beherrscht auch die Ökonomie, den modernen Wirtschaftsverkehr, wonach alles seinen Wert hat gemäß der Zweckmäßigkeit für einen beabsichtigten Zweck.

Selbstverständlich gehört das kausale Erklären zur alltäglichen Praxis nicht nur in unserer Lebenswelt, sondern zum Denken und Tun der Menschen seit frühester Zeit. Und ebenso fragen wir ganz selbstverständlich bei diesem oder jenem Vorkommnis, wozu das „gut“ sein soll, d. h., was es uns nützt, was das soll. Bei einer zunächst befremdlichen Begebenheit, z. B. bei einer Erkrankung, bei einem Unfall, fragen wir üblicherweise sogleich: Wie konnte es dazu kommen? Wir fragen also zurück in die Vergangenheit nach ihrer Ursache. Nur wenn man die Ursache einer Krankheit kennt, kann man sie bekämpfen. Aber diese so einfache Frage nach der Ursache einer Krankheit lenkt ab vom erfahrenen Phänomen, von der Krankheit mit ihren Schmerzen und von ihrer Bedeutung für den, der sie erleiden muss – lenkt ab und hin zu etwas anderem, z. B. zum Virus.

Auch unser alltägliches Handeln ist von der Kategorie der Kausalität bestimmt. Mit Løgstrup gesagt:

Bei allem, was wir unternehmen, rechnen wir mit der kausalen Erklärung, von ihr aus handeln wir. Sie verleiht uns die Möglichkeit, Vorgänge vorauszuberechnen, mit dem kausalen Denken planen und lenken wir die Dinge. [...] Es steigert unsere Macht und Herrschaft.¹⁴

¹³ Nach Hans Küng „wurde die Naturwissenschaft die Grundlage für die neuzeitliche Technik und Industrie, ja für das moderne Weltbild, die moderne Zivilisation und Kultur überhaupt“ (*ders.*, *Der Anfang aller Dinge*, Naturwissenschaft und Religion, München/Zürich 2006, 53).

¹⁴ *Løgstrup*, *Schöpfung und Vernichtung* (wie Anmerkung 8), 161.

Hinzugefügt sei: Kausal zu denken, die Folgen abzuschätzen, das gehört zu unserer Absicht zum Handeln und im Handeln. Das Handeln führen wir jedoch aus mittels des instrumentellen Verstandes, der Zweck-Mittel-Rationalität.

Der Verstand ist dominant in unserer Lebenswelt, in der modernen Zivilisation und Kultur: in der Welt und in der Gesellschaft, in der wir hier alle alltäglich leben. Auch weltweit breitet sich diese Zivilisation aus.¹⁵ Insofern unsere Welt, in der wir leben, vom Verstand bestimmt und geprägt ist, ist sie eine Welt des Verstandes. In dieser Verstandeswelt hat kein Phänomen, kein Existierendes, einen eigenen Sinn und *selbst* eine eigene Bedeutung.¹⁶ Das Verstandesdenken kennt die Fragestellung nicht, was die Sache, das Phänomen oder Ereignis als dieses bestimmte *Selbst*, in sich selbst, ist; was der Sinn dessen ist, was ist, was sein Sinn oder Widersinn in der uns erkennbaren Lebenswelt ist, und was seine Bedeutung für ein verstehendes Subjekt ist. In ihm wird nicht erkannt, was die Natur in sich und in dem ihr Eigenen ist oder was sie an sich selbst ist.¹⁷

Wenn jedoch nach dem Verstandesdenken für die Naturwissenschaft alles, was existiert, nur möglicherweise existiert, der Fall sein kann oder ebenso auch nicht der Fall sein kann, dann kann Gott in der Welt des Verstandes und in der Naturwissenschaft nicht vorkommen. Dass Gott nach diesem Verstandesdenken nicht existiert, ist folglich systemnotwendig. Einen anderen Begriff von Existieren kann sich das Verstandesdenken nicht vorstellen. Doch

¹⁵ Carl Friedrich von Weizsäcker war im Jahr 1958 der Ansicht: „Technik‘ heißt [...] die Fähigkeit, gewisse Zwecke, die man sich gesetzt hat, zu erreichen bzw. zu verwirklichen, und ‚Naturwissenschaft‘ ist die Erkenntnis eines bestimmten Bereiches der Wirklichkeit, der insbesondere zur Durchsetzung dieser technischen Zwecke geeignet ist.“ „Auf die Technik“ und damit auf die Naturwissenschaft „setzen die Menschen ihr Vertrauen“. Und „auf der ganzen Welt“, ‚herrscht‘ dieser Glaube an die Naturwissenschaft und Technik. Er eint die streitenden Parteien und ist so selbstverständlich, daß er selbst kein Gegenstand des Streits ist“ (*ders.*, Christlicher Glaube und Naturwissenschaft, Berlin 1959; Zitate: 14, 12 und 13).

¹⁶ Siehe dazu noch einmal *Benz*, Anmerkung 12. Darüber hinaus sagt Benz für seine Wissenschaft, die Astrophysik, aus, was sicherlich für jede Naturwissenschaft gilt: „Der objektivierende Ansatz dieser Wissenschaft schließt den erkennenden Menschen aus und damit auch die Frage nach seiner Existenz und nach Transzendenz“ (*ders.*, Das geschenkte Universum [wie Anmerkung 12], 122).

¹⁷ Ein besonders sprechendes Beispiel für dieses *grundsätzliche* Defizit ist das ungewöhnlich klare Buch des Pflanzenökologen *H. Küster*, *Schöne Aussichten. Kleine Geschichte der Landschaft*, München 2009. Überzeugend arbeitet Küster heraus, dass die Natur, mit der wir es zu tun haben, immer vom Menschen bearbeitete und folglich von ihm gestaltete Natur, also Landschaft ist und dass die „Naturphänomene“ in der „Vielfalt von Lebensformen“ keine „Konstanten“, sondern in ständigem Wandel sind (besonders 20, 27). Folglich sei „klar“ zu „unterscheiden“ zwischen „natürlichen Prozessen und Gestaltungen durch Menschen“, die „im Lauf der Landschaftsgeschichte“ immer „zusammenwirken“ (112 und 113). Küster fordert „Respekt“ nicht nur „der Menschen voreinander“, sondern auch „vor der Landschaft“, die „nicht nur Natur [...], sondern ein in Jahrtausenden gewachsenes und weiter wachsendes Geschichtsbuch“ sei (116). – Aber er sagt nicht, dass die Natur *selbst* etwas ist, nämlich lebendig in sich selbst und *darum* sich selbst verändert, sich entwickelt und, sich den Gegebenheiten anpassend, immer neue Lebensformen hervorbringt. Küster fordert keinen Respekt vor der Natur als solcher und als ein Element der Landschaft.

dass Gott kein zufällig existierendes Einzelwesen ist, das sein oder auch nicht sein kann, ist wohl evident. Robert Spaemann führt das so aus: „Das Unbedingte kann per definitionem innerhalb der Bedingungsforschung nicht vorkommen.“¹⁸ Das „Unbedingte“ ist, Gott ist, ausgeschlossen.¹⁹

Dies nun, dass nichts eine Bedeutung in sich selbst hat, dass alles nur funktional oder relativ auf anderes hin ist, das ist der stillschweigend akzeptierte, ontologische Nihilismus oder Relativismus der Moderne. Wenn nun alles nur Mittel für Zweckmäßiges ist, nur Funktion für etwas anderes ist, so ist alles gleich-gültig. Und insofern leben wir fast unwidersprochen in einer Welt der Beliebigkeit.

Auf dem Boden des verschleierte Nihilismus, in einer Welt der Beliebigkeit, in der nichts *in sich* oder *als es selbst* dieses Bestimmte und also etwas Eigenes ist: In dieser Welt des Verstandes ist nicht nur Gott ausgeschlossen, sondern auch ein „Du“ und ein „Ich“ als diese jeweils bestimmte Person. Auch der „Sinn“ als Gehalt eines Ereignisses oder eines Phänomens kommt nicht vor²⁰ – wie ja generell im Beliebigen kein Sinn zu finden ist. Insofern ist unsere Lebenswelt *geistlos*. Sie ist nicht absichtlich gottlos oder anti-theistisch, aber Gott gegenüber verschlossen, intransigent. Gott kommt in der Welt des Verstandes nicht in Sicht. Und so kommt Gott nach herrschender Meinung in unserer Welt nicht vor. Für sie „gibt“ es Gott nicht.

Die Alternative zum Verstandesdenken ist ein Denken, das sich darauf einlässt, was Sinn und Bedeutung dieses oder jenes Phänomens oder Ereignisses ist: was die lebendige Natur in sich selber ist, was ihr Eigenes ist, was sie in ihrer Lebendigkeit ist. Doch das erschließt sich nur, wenn es in einem prinzipiell anderen Fragehorizont geschieht. Ein derartiges am Anderen *als Anderen* oder als solches interessiertes Denken kommt in unserer Lebenswelt auch vor, selbst wenn es nicht das Übliche sein mag. Die Sprache der Lebenswelt erschöpft sich nicht in den zwei Formen des Verstandes: in der Kategorie der Kausalität und der Zweck-Mittel-Rationalität.

¹⁸ Spaemann, Am Anfang (wie Anmerkung 2), 3.

¹⁹ Folglich verträgt die Naturwissenschaft keine Ergänzung oder Komplementarität durch irgendeinen theologischen Satz. Vielmehr stößt sie jede derartige Ergänzung mit ihrer Gott ausschließenden Methode ab. Konsequenz spricht sie oder spricht die Mehrzahl ihrer Vertreter der Theologie in Bezug auf die Natur jeden Erkenntnisgehalt ab. – Dass die naturwissenschaftliche Forschung an eine Grenze stößt, jenseits der noch unabsehbar viel Unerkanntes und folglich Unbestimmtes ist, wird selbstverständlich von Vertretern der Naturwissenschaft eingeräumt. „Rätsel bleiben“ und werden „immer bleiben“, stellt Benz fest (*ders.*, Das geschenkte Universum [wie Anmerkung 12], 43). In mancher Hinsicht ist das Unerforschte für die Naturwissenschaft ein Ansporn zu weiterem Erforschen. Aber auch in der weiteren Forschung wird sich jene Grenze einstellen. So wird auch gesagt, alles Erkennen vollziehe sich im Horizont des Unbestimmten; alles Mögliche, weil auch anders möglich, setze einen ‚unendlichen‘, d. i. endlosen Horizont von Möglichkeit voraus. Für die Naturwissenschaft ist die Grenze ihrer Forschung die Grenze jeder Erkenntnis der Natur. Über die Grenze hinaus lässt sich ihr zufolge in Bezug auf eine Erkenntnis der Natur allenfalls fabulieren. – Dennoch nehmen einige Theologen und der Theologie nahestehende Philosophen diese Grenze der Forschung zum Ansatz für einen Übergang von der Naturwissenschaft zur Theologie – vorgestellt als „Ergänzung“ oder „Komplementierung“.

²⁰ Siehe das Zitat von Benz (Anmerkung 12).

II.

Wenn die Naturwissenschaft, wie erwähnt, uns nicht erkennen lässt, was etwas als dieses Bestimmte, also als es selbst ist: Woher weiß dann die Naturwissenschaft, was die Dinge und Sachverhalte in der uns umgebenden Natur als jeweils Bestimmte sind und wie sie heißen? Nun, sie weiß das aus der Sprache unserer Lebenswelt.²¹ Wie wir alle, so auch die Naturwissenschaft: Wir erkennen nach wie vor jedes Lebewesen und jedes natürliche Ding, einen Baum und einen Stein an der ihm typischen Gestalt und Form – so wie uns das die gewohnte Sprache zeigt. In der gelebten Welt, in der Lebenswelt, hat alles Natürliche seine Form und Gestalt. Längst vor der modernen Naturwissenschaft hat die Sprache der Lebenswelt, die wir als Muttersprache sprechen, die Dinge und die Lebewesen benannt nach dem, was sie jeweils als diese oder als solche sind.

Für die Voraussetzung der lebensweltlichen Sprache in der naturwissenschaftlichen Erforschung und Erkenntnis der Natur seien vier Beispiele angeführt:

1. Es weiß ein jeder von Kindheit an, auch ohne naturwissenschaftliche Bildung, was ein Blitz ist: nämlich ein plötzlich vom Himmel herabfahrender grellweißer Lichtstrahl, der auf der Erde einschlägt und zerstörend wirken kann. Wüssten wir das nicht, so hätte Goethe, aber auch die Antike mit ihrem Blitze schleudernden Jupiter nicht gewusst, was ein Blitz ist. Im dtv-Lexikon ist allerdings eine Definition von „Blitz“ zu lesen, die keiner vor der Entdeckung der Elektrizität verstehen konnte und in der jede Anschaulichkeit eines Blitzes getilgt ist. Es heißt²²: „Blitz, elektrische Entladung zwischen zwei entgegengesetzt geladenen Wolken oder zwischen einer Wolke und der Erdoberfläche“. Würde jemand diese Definition ohne das Eingangswort „Blitz“ hören, so müsste er allererst überlegen, wovon da die Rede ist.

2. Von einem Naturwissenschaftler, dessen Name nicht bekannt ist, wird in der einschlägigen Literatur berichtet, er habe bekundet, er sehe angesichts einer befruchteten menschlichen Eizelle in der Petrischale nichts von einem menschlichen Wesen, sondern nur einen „Zellhaufen“²³. Meistens wird das in der Literatur entrüstet kommentiert. Aber warum eigentlich? Mehr ist doch, naturwissenschaftlich betrachtet, gar nicht zu sehen. Aber woher weiß er, streng naturwissenschaftlich betrachtet, dass der „Zellhaufen“ der einer „menschlichen“ Eizelle ist und dass der „Haufen“, den er sieht, eine An-

²¹ Der Philosoph Martin Seel akzentuiert: „Das lebensweltlich erlernte und erprobte Verstehen von Gedanken, Gefühlen und Handlungen [...] stellt den Schlüssel auch und gerade zu einer naturwissenschaftlichen Erschließung des menschlichen Geistes dar“ (*M. Seel*, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Montag, 4. Dez. 2006, Nr. 282, 37).

²² Lemma: Blitz, in: dtv-Lexikon; Band 2, München 1968, 185.

²³ Vgl. die Journalistin *E. Menasse*: „Doch ein wenige Tage alter Embryo ist – bei allem Respekt vor dem menschlichen Leben – kein Mensch. Es ist ein Zellhaufen mit Menschenpotential“ (*Der Spiegel* 44/2010, vom 30.10.2010).

sammlung von „Zellen“ ist? Das sagt ihm der Inhalt der Petrischale nicht.²⁴ Und was man sieht, das muss man verstehen, andernfalls hätte man es gar nicht gesehen. Und man versteht es immer in einem größeren Sinnzusammenhang, der in der lebensweltlichen Sprache gegeben ist, und in dem sich jeder mit seinem Sprechen vorfindet. – Einen Schritt weitergehend sei gesagt: Weil die Natur, weil alles, was von Natur aus ist, verstehbar – oder eben unverstehbar – ist, deshalb sind die Natur und das Natürliche oder Naturale (wie das Werden und die Geburt eines Kindes) nicht sinnlos oder sinnfrei.

3. Bezüglich des Lichtes schreibt Hans Küng: „Bevor der Physiker oder Chemiker die farblosen elektromagnetischen Wellen unterschiedlicher Länge und Frequenz wahrnehmen kann, sieht er auch [...] Rot, Gelb, Blau, Grün in ihren tausend Variationen.“²⁵

4. Nun zum vierten und folgenreichsten Beispiel: Es ist von grundsätzlicher Art; darum sei es etwas ausführlicher erörtert. Kant, der Philosoph, hat die Grundlage der Naturwissenschaft, die Kategorie der Kausalität, klargestellt. „Objektive“ Naturerkenntnis beruht auf der Gesetzmäßigkeit äußerer Wirkungen. In seiner Schrift „Kritik der Urteilskraft“ jedoch wird er selbst darauf aufmerksam, dass die organische Natur in ihrer Lebendigkeit sich nicht wie eine „Uhr“, wie eine Maschine, begreifen lässt. Eine Uhr, eine Maschine, hat nach Kant „lediglich bewegende Kraft“; ein lebendiges Wesen aber

besitzt in sich bildende Kraft, und zwar [...] eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche durch das Bewegungsvermögen allein [...] nicht erklärt werden kann.²⁶

Kant erkennt die dem Leben eigene Lebendigkeit, die allem Leben immanente Selbstlebendigkeit. Entsprechend beschreibt er das organische Wesen als ein „organisiertes Wesen“, in dem jeder Teil die „anderen wechselseitig hervorbringt“ und so das Ganze sich in seinen Teilen selbst hervorbringt, weshalb die Teile „Organ[e]“ sind.²⁷ „Alles“ ist „Zweck und wechselseitig auch Mittel“.²⁸ Folglich ist das organische Wesen ein „sich selbst organisierendes Wesen“, das sich – fortwährend in Stoffwechsel- und Regenerations-

²⁴ Dafür ein aufschlussreiches Beispiel aus der Naturwissenschaft selbst: Nach A. Gierer ist für das Bestehen und Sich-Entwickeln von Leben eine „Effizienz der Lebensprozesse“ notwendig. Dazu erklärt er: „Ob die Effizienzbedingungen in der Natur erfüllbar sind, [...] wäre rein theoretisch schwer zu entscheiden – wüßten wir nicht, daß es Leben gibt. So aber können wir das wirkliche Leben naturwissenschaftlich auf seine Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten hin studieren und nachträglich [!] zu erklären suchen“ (*ders.*, Die Physik, das Leben und die Seele [wie Anmerkung 4], 68).

²⁵ Küng, Der Anfang (wie Anmerkung 13), 52. – Um ein mögliches Missverständnis zu vermeiden, sei A. Benz zitiert: Der begleitende Theologe sprach „von Gott als Licht“. Der Astrophysiker erwidert: „Für mich als Physiker haben die Gesetze der elektromagnetischen Strahlung nichts an sich, das mit Gott auch nur entfernt vergleichbar wäre“ (*A. Benz/S. Vollenweider*, Würfelt Gott? Ein außerirdisches Gespräch zwischen Physik und Theologie. Düsseldorf 2000, 67).

²⁶ *I. Kant*, KdU (1790) (= PhB 39a), § 65. Zum Folgenden siehe: *J. Schaller*, Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit, 2. Theil: Darstellung und Kritik der Kantischen Naturphilosophie. Halle, 1846. 2. Periode, 1. Abschnitt, 1. Kap., § 2 (= 95–125).

²⁷ KdU, § 65.

²⁸ KdU, § 66.

prozessen und in der Gattung sich fortpflanzend – *selbst* in seinen Organen hervorbringt. Und weil es „sich zu sich selbst wechselseitig als Ursache und Wirkung“ ‚verhält‘, ist das lebendige Wesen nach Kant „Naturzweck“ oder Zweck in sich:²⁹ Es ist von innerer Zweckhaftigkeit – im Unterschied zu einer „äußeren Zweckmäßigkeit“. Wir können auch sagen: Es ist Selbstzweck, sich selbst Zweck.

Doch Kant schränkt diese Erkenntnis der Selbstlebendigkeit des Organismus sogleich ein: In eine „objektive“ Naturerkenntnis, ausgerichtet auf kausalgesetzliche Bewegungsabläufe, auf Funktionen und Wirkungsweisen, passt die Selbstlebendigkeit oder Selbstzwecklichkeit des Organischen nicht hinein. Folglich ist die Selbstlebendigkeit des Lebenden nach Kant nur eine „subjektive Maxime“: zwar unvermeidlich und unaufgebbar, aber ohne einen objektiven Erkenntniswert. Auch sei der Begriff eines „Selbst“ in der Natur nicht denkbar, also der Begriff eines Natürlichen, eines seiner selbst *nicht* bewussten „Selbst“ nicht zu fassen.³⁰

Und dennoch spricht Kant ganz unbefangen von „sich selbst bildender Kraft“, wenn er erklären will, was das Leben zum Leben macht und von einer Maschine unterscheidet. So tut es die Biologie bis heute, bis zur modernen Biochemie oder Mikrobiologie. Der Physiologe des frühen 20. Jahrhunderts, Wilhelm Roux, der sich entschieden in der Nachfolge der kantischen Festlegung der Naturwissenschaft auf die Gesetzmäßigkeit von Bewegungsabläufen und Funktionalitäten verstand, schrieb ein Werk mit dem Titel „Die Selbstregulation“, in dem er die „Autoergasie, die ‚Selbsttätigkeit‘ der Lebewesen“ als „eine allgemeine Eigenschaft derselben“ darlegte und in neun Wirkweisen „Selbstveränderung“, „Selbstaufnahme“, „Selbstwachstum“ usw.³¹ entwickelte. In der neuesten Literatur über die Biologie und die Mikrobiologie ist allüberall von der Selbstorganisation der Moleküle die Rede oder davon, dass sich ein Gen und ein Genom „selbst“ exprimiert, selbst ausdrückt.

Das Fazit daraus lautet: Die Kategorie der Kausalität begreift die Lebendigkeit des Lebens nicht, wie sie nicht erfasst, was die Natur an sich oder in sich selbst ist. Was die Naturwissenschaft unter dem von der lebensweltlichen Sprache entlehnten Wort „Leben“ erforscht, das sind die physiologischen Abläufe und Wirkungsweisen chemischer Substanzen (wie zum Beispiel DNS und RNS). Dass es sich bei einem Gen oder bei einem Genom um etwas Lebendiges handelt, bleibt allerdings zumeist außer Betracht.³²

²⁹ KdU, § 65.

³⁰ Siehe dazu – zusammenfassend –: *Verf.*, Das göttliche Gesetz der Natur, Zur Geschichte des neuzeitlichen Naturverständnisses und zu einer gegenwärtigen theologischen Lehre von der Schöpfung, Zürich 1991, 27 f.

³¹ *W. Roux*, Die Selbstregulation – ein charakteristisches und nicht notwendig vitalistisches Vermögen aller Lebewesen, Halle 1914. – Die neun Wirkweisen sind angeführt in: *Verf.*, Das göttliche Gesetz (wie Anmerkung 30), 28, Anmerkung 21.

³² Ein beinahe inflationärer Gebrauch des als Vorsilbe verwendeten „Selbst“, oft zusammen mit dem Verb „kreativ“, wird in der aktuellen Physik und Astrophysik, im Anschluss an die

Dass die Sprache der Lebenswelt die unaufgebbare Voraussetzung der naturwissenschaftlichen Erforschung und Erkenntnis sei, war einst eine Hauptthese Carl Friedrich von Weizsäckers.³³ Doch noch grundlegender ist zu sagen: Die lebensweltliche Sprache ist ein immer schon geformter Sinnzusammenhang, in dem alles und jedes, was ist, jeweils als dieses Bestimmte einbehalten ist. Von der Sprache aus gesehen hat alles, was ist, eine Bedeutung, einen Sinngehalt in sich *und* eine Bedeutung für anderes, für Andere. Nichts, was in unserer Welt ist, ist nur aus sich und für sich; sondern alles und jedes ist immer *mit* anderem und Anderen. Nichts fängt allein von sich

sogenannte Chaostheorie getrieben. Die Bezeichnung „selbstorganisiert“ wird häufig gebraucht nur zur Abweisung einer Einwirkung, eines Anstoßes von außen. Häufig wird mit „Selbstorganisation“ ein Prozess bezeichnet, wenn „dissipative“ (d. h. instabile) Systeme nach dem II. Hauptsatz der Thermodynamik kollabieren und ihre Substanzen sich von selbst, d. h. hier: mehr oder weniger zufällig und doch unter kausalen Gesetzmäßigkeiten, zu einem neuen System zusammenfügen, „organisieren“. So stellt auch A. Benz fest: Bei dem „Neue[n], das die Naturwissenschaft beobachtet“, wird „die Kausalität [...] nicht unterbrochen“ (Würfelt Gott? [Anmerkung 25], 19). – Sehr zu Recht hebt Christian Kummer hervor: „Selbstorganisation im eigentlichsten Sinn des Wortes ist das, was Lebewesen auszeichnet“ (*Ch. Kummer*, Der Fall Darwin. Evolutionstheorie contra Schöpfungsglaube. München 2009, 166). „Physikalische Selbstorganisationsphänomene sind solche, wo Elemente aufgrund bestimmter Randbedingungen ‚von selbst‘, d. h. spontan, zu höherer Ordnung zusammentreten [...]. Das ist aber nicht dasselbe, was wir bei der Erzeugung lebendiger Ordnung feststellen: aktives Hervorbringen einer festgelegten Form“ (ebd. 167). „Wenn wir die Eigenart lebendigen Werdens nicht aufgeben wollen, dann muß die Fähigkeit zu solch schöpferischer Evolution in den Lebewesen selbst liegen“ (ebd. 170). – Ich nenne das „die Selbstlebendigkeit des Lebenden“. Zur Kritik an Folgerungen, gar theologischer Art, aus der Chaostheorie und der physikalischen Rede von „selbstorganisiert“ siehe auch Hans Dieter Mutschler: „Es gibt zunächst keinerlei Gründe, in der Begrenzung der Determinierbarkeit der Materie, wie sie in der Chaos- und Selbstorganisationstheorie zutage tritt, mehr zu sehen als Zufallsprozesse, die unseren rechnerischen Zugriff einschränken.“ (*H. D. Mutschler*, Naturphilosophie. Stuttgart 2002, 84.). Zur Chaostheorie und auch zu deren Auswertung, gar theologischer Art, siehe vor allem: *W. Achtner*, Die Chaostheorie. Geschichte, Gestalt, Rezeption, Berlin 1997.

³³ Er hat sie vorgetragen und verfochten, z. B. in dem Vortrag aus dem Jahr 1959: „Die Sprache der Physik“ (in: *C. F. von Weizsäcker*, Voraussetzungen des naturwissenschaftlichen Denkens, Freiburg i. Br. 1972, 88–105). Da heißt es: „Die sog. exakte Wissenschaft kann niemals und unter keinen Umständen die Anknüpfung an das, was man die natürliche Sprache oder die Umgangssprache nennt, entbehren“ (91). Einige Seiten später führt er aus: „Wir nennen sie (sc. die Elektronen) zwar in Anlehnung an den Körperbegriff Korpuskeln (Körperchen). Wir sagen aber, daß die Korpuskeln zugleich auch immer die Eigenschaften von Wellen oder Feldern haben. Sprachlich haben wir es hier wieder mit etwas zu tun, das aus dem alltäglichen Leben entlehnt ist. [...] Und doch sind beide Namen eingeführt, um etwas sehr Abstraktes zu bezeichnen“, nämlich so etwas, das ausgedehnt und zu Schwingungen fähig ist. „Sowohl im Korpuskel-Bild wie im Wellen-Bild wird immer noch ein intuitives Verständnis für so etwas wie Raum vorausgesetzt.“ Aber darüber geht die fortschreitende Physik hinaus (101 f.). Das vorausgesetzte Verständnis von Raum wird also bei von Weizsäcker ein „intuitives“ genannt. Der Sprache wird dieses Verständnis nicht zugetraut. Sprache ist hier vorgestellt als ein Mittel für einen bestimmten Zweck, nämlich um etwas, das von der Wissenschaft erschlossen ist und als etwas „sehr Abstraktes“ erscheint, nachträglich zu „bezeichnen“. Dies instrumentelle Verständnis der Sprache verstellt, dass die Sprache der Lebenswelt in ihren Worten uns die Dinge und Vorgänge erschließt; denn ohne sie wüssten wir gar nicht, was die Dinge, ein Baum und eine Pflanze, sind. Solchen Aufschluss kann sie aber nur geben, weil für die Sprache der Lebenswelt die natürlichen Dinge von sich aus offen, uns nicht verschlossen sind: dass folglich zutrifft, was wir sagen. In der Sprache verstehen wir, was ist.

aus oder allein aus sich an. Alles, was ist, steht in einem größeren Zusammenhang und findet sich darin vor.

Die Naturwissenschaft setzt den alltagssprachlichen Zusammenhang als ihren Ausgang voraus und verlässt ihn sogleich. Sie isoliert das empirisch oder durch methodisch normierte Verfahren erschlossene Einzelne aus dem in der Sprache eingeübten Bedeutungszusammenhang – um dessen kausal-gesetzmäßige Entstehungsbedingungen zu erforschen. Was sie mit ihren Methoden erfasst, ist – geurteilt aus der gelebten Sprache – abstrakt. Die Naturwissenschaft ist gegenüber der Lebenswelt eine abstrakte Wissenschaft. Signum ihrer Abstraktheit ist ihr Terminus „Materie“, wo doch alles in der Natur seine Form und Gestalt hat.

III.

Im Unterschied zur Naturwissenschaft nimmt die *Theologie* bewusst den Ausgang vom lebensweltlich-üblichen Verständnis und bleibt ihm verbunden. Denn was sie darlegt, das intendiert sie als von Menschen in der Lebenswelt gelebt und verstanden. – Allerdings hat die Theologie sogleich mit dem Leben der Menschen in der gegenwärtigen Lebenswelt ein eigenes Problem. Denn insoweit unsere Welt, in der wir leben, eine Welt des Verstandes ist, ist sie gottfern, gottverschlossen. In den beiden Formen des Verstandes – der Kategorie der Kausalität und der Zweck-Mittel-Rationalität – ist die Welt des Verstandes in sich geschlossen, erträgt sie keine Ergänzung.

Aber in der Alltagswelt zeigt sich drastisch die Grenze der Welt des Verstandes: in dem immer möglichen und doch nicht prognostizierbaren Einbruch des Katastrophalen, des lebenszerstörerischen Übelen. Und genau damit hat die Theologie ein von der Lebenswelt her gestelltes – oder in der Lebenswelt sich ihr stellendes – Problem.

Es ist unvermeidlich, hier etwas weiter auszuholen. Unser leibliches, natürliches Leben haben wir Menschen zu keiner Zeit so „im Griff“, dass wir darüber verfügen, es völlig beherrschen könnten. Es ist zu allen Zeiten gezeichnet durch Verletzlichkeit und Brüchigkeit, und es ist sterblich von Geburt an. Auch das Seelische, die Welt der Empfindungen, erfährt das Kränkende, Verletzende; und selbst das Geistige, das Verstehen von Wahrem, das Erkennen und Lieben, kann brechen. So ist unser Leben in der Lebenswelt den jederzeit möglichen Katastrophen und dem lebenszerstörerischen Übelen ausgesetzt. Keiner entgeht dem. Und es trifft einen Einzelnen so, wie es in der Natur geschieht, nämlich zufällig. Alles beim Menschen, was eine natürliche Seite hat, auch die Geselligkeit unter Menschen, ist der Vernichtung und dem Tod ausgeliefert.

Die ersichtlich schweren Ereignisse des Zerstörerischen, des Übelen, wie Krankheiten, Behinderungen, Unfälle, Kräfteverfall, betreffen zuerst unser leibliches, natürliches Leben – und können doch durchschlagen bis ins Gemüt und bis ins Geistige. Sie können bei dem Betroffenen – wenn er ihnen

keinen geistigen Rückhalt, keine innere Festigkeit entgegenzusetzen vermag – übermächtig werden und zu einer Verdüsterung seines ganzen Lebens und seiner Lebenswelt oder zu einer müden Gleichgültigkeit führen.

So jedenfalls wird der Einbruch des Katastrophalen in unserer Gegenwart allermeist dargestellt und wahrscheinlich auch erlebt als Vernichtung dessen, was das Leben lebenswert macht, was in ihm gut und sinnvoll ist. Gesagt wird uns ganz generell und sehr apodiktisch: Die Welt ist grausam. Das Leben erschlägt, wen es will. Hunger und Elend, Lug und Trug, Mord und Vernichtung sind hierzulande, weltweit, in der ganzen Geschichte der Menschheit; und unüberschaubar Schreckliches ist auch in der Natur. Manche sind, resigniert, der Ansicht, letztlich herrsche doch die schiere Gewalt.³⁴

Sicherlich ist das Grauenhafte, Üble und Böse, das tagaus, tagein geschieht und Menschen schädigend oder vernichtend widerfährt, unübersehbar. Aber warum zieht das Üble, Böse alle Aufmerksamkeit auf sich und lässt alles andere – das Gute im Leben – verschwinden? Weshalb ist das so? Vermutlich nehmen wir üblicherweise an, alles unterstehe des „Menschen Rat“, dem, was wir zu machen vermögen. Und wo dies an seine Grenze stößt, da erfahren Menschen nichts als ihre lähmende Ohnmacht. Es fügt sich dem Beherrschbaren nicht ein. Traditional, in den Zeiten unserer Väter und zuweilen noch heute, war dies die Stelle, wo man Gott herbeigerufen hat, dass er helfe und eingreife. Und wenn dieses Eingreifen fast regelmäßig ausblieb, so war diese Ohnmachtserfahrung, dieses Nicht-weiter-Können, die Situation der Gottanklage und Gottabsage – und der Unternehmungen der Gott-Rechtfertigung, der Theodizee. In neuester Zeit, in der Welt des Verstandes, in der Gott nicht „vorkommen“ kann, bedarf es keiner Theodizee mehr. Der Verstand hat dafür keine Verwendung. So bleibt nur die Empörung, das Entsetzen, gegenüber dem Schrecklichen, dem Unheilvollen, der Vernichtung.

Seit der Aufklärung bis in die Gegenwart, zum Beispiel bei Ernst Bloch, gab es noch Hoffnung für diese Welt. Dem bestehenden Unheil entgegen und zu dessen Überwindung war man in einem Zukunfts- oder Fortschrittsoptimismus der Überzeugung, dass Wissenschaft und Aufklärung sukzessiv zu einer „Besserung“ der Verhältnisse und zu einer „Perfektionierung“ der Menschheit gelangen lassen. Solcher „Fortschritts Glaube“ ist in jüngerer Zeit, nach den Vernichtungsschlachten des Ersten Weltkriegs, ver-

³⁴ Hans Küng beschreibt die „Welt mit Natur und Kultur“ so: „Keine ‚heile Welt‘ jedenfalls, sondern die reale Welt in ihrer ganzen Fraglichkeit und Brüchigkeit: mit all ihren konkreten Gefährdungen und Naturkatastrophen, ihrem Elend und unermesslichem Leid. Tiere und Menschen in ihrem Kampf um das Dasein, im Entstehen und Vergehen, Fressen, und ‚Gefressenwerden‘“ (Küng, *Der Anfang* [wie Anmerkung 13], 47). – In einem Gedicht von Christa Reinig stehen die Zeilen: „und wir schweigen und erhoffen / einen gott – o glaubt es nicht // daß er kommt uns zu erlösen / [...] / denn wir knien vor dem bösen / und beneiden seine macht“ (*Ch. Reinig, Achtzehn Gedichte. Mit drei Zeichnungen und einer Anmerkung herausgegeben von Ch. Meckel, Warmbronn 2008, 8*).

flogen. Angesichts der global drohenden Zukunftskatastrophen leuchtet uns keine Vision zukünftiger Weltgestaltung voran; noch nicht einmal die Hoffnung auf einige „nachhaltige“ Verbesserungen der Weltverhältnisse stellt sich ein. Infolgedessen breiten sich Ratlosigkeit und ein resignatives, sich gleichgültig gebendes Hinnehmen aus.³⁵

IV.

Die Fixierung auf das Katastrophale, Unheilvolle, Zerstörende in der Lebenswelt ist der prinzipielle Einwand gegen jeden Gottesglauben und gegen die Theologie. Soll die christliche Überzeugung, der Glaube an das Leben mit Gott, das Leben der gegenwärtigen Menschen betreffen, so muss sich die Theologie diesem Einwand stellen. Sie stellt sich dieser Herausforderung, indem sie eine radikale Alternative ausarbeitet.

Ein Stück weit mag die Theologie begrifflich argumentieren, indem sie darauf aufmerksam macht, dass das Böse, das Üble, die Verneinung des Guten ist. Das Böse, Üble, setzt also begrifflich das Gute voraus; es kann nicht das Erste, Grundlegende sein. Aber gerade diese seine Voraussetzung ist im Bösen verneint. Das ist der innere – und zwar hartnäckige, weil immer im Zirkelschluss vollzogene – Widerspruch des Bösen. Wie soll sich dieser innere Widerspruch des Bösen lösen, oder wie lässt sich das Böse überwinden?

Doch diese Frage stellen wird wohl nur derjenige, den ein Ereignis in seiner Lebenswelt so betrifft, dass er sich selbst herausgefordert erfährt. Die Theologie muss also beim Existenziellen einsetzen – genauer: beim Einzelnen als Person, der mit sich selbst konfrontiert ist. Sonst würde die theologische Aussage nicht bewusst. Sie darf jedoch dabei nicht stehenbleiben. Denn niemand ist allein in der Welt. Von der Existenz des Einzelnen ausgehend, wird sie ein eigenständiges Verständnis für das Leben in unserer Lebenswelt, insbesondere in der Natur, entwickeln. Solch eine Perspektive darzutun, sei im Folgenden, zumindest skizzenhaft, unternommen.

Zu Anfang stehe, wie erwähnt, ein Bedenken dessen, was das Leben eines jeden einzelnen Menschen ist und was es für diesen bedeutet. Jeder Einzelne kann erkennen, dass er, wie alle Menschen, sein Leben nicht aus sich selbst hat, sondern dass es ihm *gegeben*, vor all seinem Wissen und Tun *vorgegeben* ist, auf dass er es annehme und es *selbst* lebe. Das Faktum, dass wir *leben*, dass jeder Einzelne sein Leben hat, das hat keiner aus sich zustande gebracht – und doch ist es jedem von Grund auf eigen. Jeder Mensch als Person kann erkennen, dass weder er sich selbst noch seine Eltern ihn hergestellt,

³⁵ Vgl. Hans Küng: „Der Mensch“ ist „oft genug sich selbst ein Rätsel. Der Mensch – verantwortlich für den gigantischen technologischen Fortschritt, aber auch für noch nie dagewesene Umweltzerstörung, Bevölkerungsexplosion, Wassermangel, AIDS ...“ (Küng, 48). „Das Problem ist vielmehr der Untergang der Welt *für uns*: das Ende unserer Erde, genauer der Menschheit: [...] *von Menschen gemacht* (ebd. 220).

produziert hat/haben. Besinnt er sich auf sich selbst, so kann er erkennen, dass er, auch seinen Eltern gegenüber, etwas Eigenes, eben er selbst, ist. Er würde sich nicht selbst wahrnehmen, hielte er sich für ein Produkt, für ein Produkt Anderer, der Gesellschaft oder einer blinden Natur-Evolution und -Selektion. Wäre er ein Produkt von anderem und nicht Person, nicht „er selbst“, so gäbe es keine Freiheit, keine Selbstbestimmung und keine Verantwortung, keine Würde, kein Gewissen, keine Schuld und keine Vergebung.

Natürlich ist vieles an uns Menschen, vieles an Leib und Seele, von Natur. Aber auch das, was wir von Natur her sind, wäre nicht menschlich, würden wir uns nicht auch darin *selbst* verstehen, uns nicht dazu selbst verhalten. Als Person ist jeder *er selbst*, und das in sich lebendig. Jeder Mensch ist ein lebendiges Wesen, das sich in sich entwickelt und so zu dem wird, was es ist: ein *eigenes* Subjekt. Folglich stammen wir nicht her von anonymen Mächten oder von einem stummen Schicksal, dem wir ausgeliefert sind, auch dann nicht, wenn wir dagegen aufbegehren. Wären wir vor all unserem Tun oder in all unserem Tun – das ja dann inhaltlich gleichgültig wäre – ausgeliefert, so wären wir nicht, jeder in sich, selbstbestimmendes und für das eigene Tun und Lassen verantwortliches Subjekt: So wären wir nicht *individuelle Personen*. Doch nur als solche sind wir mit anderen Menschen zusammen.

Dass jeder Mensch ein „Ich“ ist, eine individuelle Person, unaustauschbar jeweils diese bestimmte Person, das erklärt die Naturwissenschaft nicht. Mag ein Mensch, naturwissenschaftlich gesehen, zufällig sein – er selbst kann sein Leben nicht für zufällig erachten. In seiner Selbstwahrnehmung hebt sich diese Zufälligkeit auf. Denn ihm ist, „dass er ist“, das Notwendige schlechthin, ohne das er nicht wäre. Es ist ihm die Grundlage seines bewussten Lebens: die Grundgegebenheit in jeder Selbstwahrnehmung.

Das ist das *Wunder menschlichen Lebens*: Dass ich bin, dass ich ein eigenes, eigenständiges, individuelles Leben habe und so bin – und das ich doch nicht aus mir selbst habe, sondern das ich mir nur gegeben sein lassen kann. Weder empirisch feststellen noch von außen erklären lässt sich dies. Nur im Verstehen und Sichverstehen, also geistig, wird dies erkannt. Wer sich auf das Gegebensein seines Lebens einlässt, kann sein Leben nur bejahen – oder genauer, hat es damit bejaht. In der Selbstbejahung sind wir uns wirklich, sind wir wirklich *da*.³⁶ Sich selbst zu bejahen bedeutet, sein Leben *gut* sein zu lassen, von Anfang an. Das schließt ein Zutrauen zum Leben ein, dass es als solches gut ist, gut zu leben ist, immer und trotz vielem und obschon es immer vom Tode bedroht ist.³⁷

³⁶ Von R. Spaemann ist gesagt: „Wer sich selbst nicht wirklich ist, dem ist nichts wirklich.“ (R. Spaemann, Wirklichkeit als Anthropomorphismus. Rede in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste am 8. Mai 2000. Internet-Fassung: <http://www.kath-info.de/wirklichkeit/html>) [Abruf am 11.05.2011].

³⁷ Nach A. Benz ist „die primäre Schöpfungswahrnehmung [...] die Erfahrung des geschenkten Lebens“. Das heißt, „das eigene Leben als geschaffen deuten“ (Benz, Vom ewigen Kosmos

Derart dem Gutsein seines Lebens zuzustimmen, mit ihm einverstanden sein, kann ein Gefühl der *Dankbarkeit* mit sich bringen. Das Gefühl kann stark sein und ganz unmittelbar, es kann dazu drängen, sich zu äußern im Danken: im Dank an *den* Anderen, der Grund zum Danken gab. Einen erheblichen Schritt in der Dankbarkeit weiter geht derjenige, der für sein Leben – dafür, dass er lebt – *Gott dankt*. Er wird Gott danken, der uns das Leben gibt – jedem sein Leben –, indem er uns mit der Lebendigkeit des Lebens zum Leben erweckt und so unaufhörlich neues Leben hervorgehen lässt. Und es kann ein Dank dafür sein, dass, wie das eigene Leben, so alles Leben aus Gottes lebendigem Leben ist. Also gilt der Dank dem Gott, der die Lebendigkeit des Lebens selbst ist und der sich zeigt in der kreativen Selbstlebendigkeit allen Lebens.

Im Danken wird Gott präsent; Gott erscheint dem Danken. Doch nur weil uns der Ursprung, von dem her wir sind, absolutes, in sich lebendiges und Leben erweckendes *Subjekt* ist, können wir uns als endliche, aber freie und so als absolut anerkannte Subjekte verstehen.³⁸

Unser Leben ist uns geschenkt: nichts, das man sich verdienen müsste oder könnte, nichts, wofür man sich zu rechtfertigen hätte. Sind wir uns dessen bewusst, dass die Gabe des Lebens ein gutes, in sich sinnvolles Geschenk ist: Wie sollten wir uns darüber nicht freuen?³⁹ Mit jener Einsicht kommt die Freude ja ganz von selbst auf: die Freude über die Gabe und in eins damit die Freude am Geber. Ist sie eine Freude am Leben in dessen Selbstlebendigkeit und des Weiteren an Gott, so kann sie durchtragen, oft ganz still, durch das ganze Leben eines Menschen, selbst im Leiden und in großer Not. Sie kann davor bewahren, bitter, vergrämt zu werden, und kann Quelle anhaltenden Lebensmutes sein.

zum Universum in Entwicklung, in: zur Debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern 39 [2009], 6f.) Benz führt das nicht in einem weiteren Zusammenhang aus. Er bezieht solche „Schöpfungswahrnehmung“ nicht etwa auf eine Erkenntnis des Lebens, des Lebens in der Natur, sondern sogleich auf eine „Deutung“ des „Universum[s] als Schöpfung“ oder auf „Das geschenkte Universum“. Das ist ausdrücklich als „Deutung“ deklariert. Faktisch ist das eine Umdeutung astrophysikalischer Befunde.

³⁸ Der Hegel-Schüler Julius Schaller hob nachdrücklich hervor: „Erst der absolut persönliche Gott läßt die Welt und den endlichen Geist von sich frei, und ist nicht Abgrund der Individualität, sondern die Bewährung der concreten Freiheit, und was vernichtet wird, ist nur die dem absolutem Geiste *feindlich* gegenüberstehende endliche Subjektivität, d. h. nicht die Bestimmtheit der Person überhaupt“ (*J. Schaller*, Die Philosophie unserer Zeit. Zur Apologie und Erläuterung des Hegelschen Systems. Leipzig 1837, 267).

³⁹ Vgl. S. Kierkegaard in seiner dritten Rede über „Die Lilie auf dem Felde und der Vogel unter dem Himmel“ (1849), der er als Programm das Motto zur Überschrift gab: „Tue das und lerne: Freude“. In ihr schreibt er: „Lerne das“, „worüber man sich freuen kann! Also, daß du entstanden bist, daß du da bist, daß du ‚heute‘ das Nötige bekommst, um da zu sein; daß du wurdest, daß du Mensch wurdest; daß du sehen kannst; daß die Sonne für dich scheint“, usw. (*S. Kierkegaard*, Christliche Reden. Übersetzt [...] von W. Kütemeyer, Göttingen 1955, 39) [= *Ders.*, Kleine Schriften 1848/49, übersetzt von E. Hirsch, Düsseldorf/Köln 1969, 68]. Vgl. ferner von Matthias Claudius die 1. Strophe im Gedicht „Täglich zu singen“, „Ich danke Gott, und freue mich / Wie’s Kind zur Weihnachtsgabe, / Daß ich bin, bin! Und dich, / Schön menschlich Antlitz! Habe“ (*M. Claudius*, Sämtliche Werke, herausgegeben von J. Perfahl/R. Siebke, Darmstadt 51984, 149).

Das eigene Leben als „mir“, einem Subjekt, gegeben zu verstehen, heißt, es zu empfangen. Dieses Empfangen ist nicht untätig, sondern es ist ein Sicheinlassen, Annehmen und Einwilligen, ja ein Sich-darin-Investieren. Es ist uns gegeben zu unserem Gebrauch, zu unserer selbstverantwortlichen Lebensführung: Wir können es im Einverständnis mit dem Geber der guten Gabe des Lebens lebendig, offen und wahrhaftig halten – oder es achtlos vertun und im bloßen Dahinleben vertrocknen lassen.

Zum vorgegebenen Leben als der elementaren Lebensgrundlage gehört auch, dass wir in unserem ganzen Leben auf eine Lebenswelt angewiesen sind, die wir uns nicht selbst aussuchen, in die wir geboren werden und in der wir unser Leben führen. Auch wenn wir den Ort wechseln: Immer ist das Umfeld unseres Lebens vor uns und zunächst ohne unser Zutun einfach da. Jeder lebt auch mit seinem Herkommen, in Zustimmung und Widerspruch. Somit findet sich keiner in seinem Leben vor, ohne dass nicht Andere vor ihm und mit ihm sind. Jeder ist er selbst und als „selbst“ etwas ganz Eigenes – und zugleich sind wir das doch gerade und nur in Beziehung auf Andere, von denen wir uns unterscheiden.

Die vorgegebene Lebenswelt ist immer auch ein sprachlicher und rechtlich geordneter Zusammenhang. Auch in die jeweilige Sprache und in das geltende Recht wird man hineingeboren. Von frühen Jahren an lernt ein Kind die Sprache seiner Lebenswelt, seine Muttersprache. Auch als geistige Wesen erschaffen wir uns nicht selbst, bringen wir uns nicht selbst hervor; sondern wir entwickeln uns selbst in Auseinandersetzung mit Anderen und zusammen damit, dass sich unser leibliches Leben entwickelt, und gestalten unser Leben selbst – auf der Grundlage, dass es uns gegeben, vorgegeben ist. Untereinander ist das Leben ein Empfangen und Gestalten; und darin ist es immer auch ein Weitergeben an Andere und immer auch ein den Anderen-Überlassen. Jedes Handeln geschieht im Zusammenhang mit Anderen, und darin ist es immer auch ein Loslassen, Anderen-Überlassen. Wir leben dank unserer Lebenswelt, deren gegebene Zustände wir vorfinden und die wir auch nicht garantieren können. Wir leben in ihr, aber auch von ihr.

Wir handeln in ihr und setzen sie handelnd immer voraus. Wir werden sie folglich, wenn wir uns recht verstehen, nur partiell verändern. Realisieren wir unsere Selbstbestimmung nur innerhalb der gegebenen Umstände, so tun wir gut daran, sie dabei zu beachten. Aber wir handeln in Freiheit. Und Freiheit fängt, wie Kant, der Philosoph, gelehrt hat, mit sich selbst an. Sie hat keine Ursache oder Bedingung, keinen veranlassenden Grund außerhalb ihrer, sie „verdankt“ sich nicht etwas außerhalb ihrer. Weil sie Selbstbestimmung ist, kann sie „objektiv“ weder festgestellt noch definiert werden. Das „Selbst“, das ein Subjekt zum Subjekt macht, ist eben von außen nicht erkennbar. – Jedoch als gelebte Freiheit realisiert sie sich – aus sich – in einer vorhandenen Lebenswelt. Aus Freiheit greifen wir mit unserer Lebensgestaltung in die gegebenen Lebensumstände ein und verändern sie partiell. Und alles Handeln in der Öffentlichkeit ist immer ein Handeln im Raum

des öffentlichen Rechts; andernfalls wäre es zum Scheitern verurteilt und nicht zu dulden. Weil aber Freiheit geistig und nicht natürlich ist, kennt sie den Gegensatz von Gut und Böse. Und weil sie Selbstbestimmung ist, kann sie sich immer auch verfehlen.

Das vorgegebene Leben des Menschen – die Grundlage für alles, was er des Näheren ist, vorhat und tut –, erhält sich, solange er lebt, *selbst*, indem es sich lebendig selbst entwickelt. Doch immer ist es bedroht, in sich gefährdet und somit *endlich*. Unübersehbar enthält die Lebenswelt auch Ver- und Zerstörerisches, Widrigkeiten teilweise verheerender Art. Schon von Natur her oder nach ihrer natürlichen Seite ist sie gekennzeichnet durch Brüchigkeit, durch Anfälligkeit gegenüber dem Zerstörerischen, durch Endlichkeit und Sterblichkeit – und durch den Kampf der Selbstbehauptung gegen den eigenen Tod und gegen die Beherrschung durch Andere. Und dennoch kann die Lebenswelt, in der wir leben, nicht vorwiegend und vorrangig uns feindlich, gänzlich widrig und wider uns sein, *nur* schrecklich, *nur* un-gut und von Übel sein. Wenn es so wäre, lebten wir Menschen nicht. Ja, es wäre gar nicht verstehbar, dass es auf Erden Leben gäbe. Ein „nur böse“ ist nicht denkbar. Solange wir leben und nicht verhungert oder erfroren sind, sind uns die Lebensumstände, ist uns die Lebenswelt, günstig.

Trotz Armut und schrecklichen Hungernöten ist die Erde so beschaffen, dass sie von Lebewesen, auch von uns Menschen, bewohnbar ist, ihnen Lebensraum gibt. Und die Erde ist fruchtbar; sie lässt Nahrungspflanzen wachsen und gedeihen, von denen wir uns ernähren. Sogar Heilpflanzen wachsen, die unserer Gesundheit förderlich sind. Es ist ein Wunder, dass es in dem endlos ungeheuerlich großen Universum einen kleinen Planeten gibt, die Erde, auf der das Wunder des Lebens geschehen ist und sich immer neu vollzieht.⁴⁰ Mag das in naturwissenschaftlicher Sicht zufällig sein und, rückblickend, viele Ursachen haben: Für unser Leben kann das kein Zufall in der Evolution des Universums sein, da es *gut* für uns ist; wir wären ja sonst nicht.

Die Erde ist, wie angemerkt, aus sich selbst als Natur fruchtbar. Wir können sie *darin* mit unserer Arbeit und mit unserer Technik pflegen, nutzen und fördern – oder aber ausbeuten und zerstören. Wir produzieren keine Lebewesen, aber wir Menschen können viele Lebewesen vernichten. Doch nie werden wir Menschen die belebte Natur in ihrer Selbstlebendigkeit gänzlich vernichten oder ausrotten.

Dass uns nun in ganz elementarer Hinsicht die Lebensbedingungen der Lebenswelt günstig, förderlich sind, uns zu leben ermöglichen, das zeigt: Die Vernichtung, die Brutalität der Selbstdurchsetzung, das Lebenszerstö-

⁴⁰ Vgl. A. Benz: „Auf der Erde ist die Fülle der Lebensmöglichkeiten ein wundervolles Geschenk der Natur“ (*Benz/Vollenweider, Würfelt Gott?* [wie Anmerkung 25], 221 f.; vgl. 28; siehe ferner: *Benz, Das geschenkte Universum* [wie Anmerkung 12], 69 f., 116, 136).

rerische, das Üble-Böse sind nicht das Erste und Hauptsächliche oder mit dem Leben und Lebensförderlichen gleichrangig. Sie sind vielmehr zu überwinden und also überwindbar – übrigens auch, wie noch zu zeigen sein wird, vom Leben in der „freien“ Natur unserer Umwelt selbst. Dass das Leben in der Lebenswelt – Leben inmitten von anderem Leben – primär und gegenüber dem Vernichtenden vorrangig *gut* ist, dafür kann man Gott dem Geber des Lebens und der Übermacht des Lebens über den Tod hinaus danken.

V.

Alles Leben und so auch das Leben jedes Einzelnen als Person ist Leben inmitten von anderen Leben. Mit anderen Worten: Indem wir Menschen leben, gehören wir dem Lebendigen in allem Leben an. Und so leben wir, seit wir leben, nicht ohne die belebte Natur. Und diese ist etwas *in sich selbst*. Ihr Eigensein besteht darin, dass sie eine ihr selbst eignende Lebendigkeit hat. In einem freien, offenen Blick auf die Natur wird diese Selbstlebendigkeit erkennbar. Sie sollte eigentlich immer in unserem Umgang mit ihr respektiert sein. Es ist jeder freie, absichtslose Anblick der „freien“, in sich lebendigen Natur ein erfreulicher.

Was nun ist das Leben der Natur, so, wie sie in der Lebenswelt ist? Sie ist *lebendige* Natur. Alles Leben in der Natur, so, wie wir es ständig wahrnehmen, ist das Leben eines Organismus. Und so ist es in sich selbst lebendig; es ist *selbst* etwas. Alles in der sichtbaren Natur, was lebt, wie Pflanzen, Tiere und der leibliche Mensch als Organismus, ist strukturiert und hat seine Gestalt und Form. Und alles in der belebten Natur hat zugleich in sich ein Potenzial, sich in der eigenen Form oder Gestalt aus sich fortzuentwickeln. Es gibt in der belebten Natur keinen Stillstand, keinen statischen Zustand.

Eben in dieser Selbstentwicklung ist die belebte Natur in sich und aus sich lebendig, selbstlebendig. Jedes Lebewesen als Organismus organisiert sich selbst, vermittelt sich selbst in seinen Teilen und tauscht *sich* im Stoffwechsel mit seiner Umwelt aus, regeneriert sich so, selbstlebendig. Bei jeder Äußerung nach außen kommt es auf sich selbst zurück, konzentriert es sich, zuweilen bereichert, immer neu belebt. Jedes Lebewesen *ist* dieser Prozess der Selbstbestimmung durch Anderes oder mittels Anderem. Es ist sein Lebensprozess. In seiner Selbstentwicklung drückt es sich selbst aus („exprimiert“ es sich) und ist doch, zwar nie in sich fertig und abgeschlossen, immer in einer Form: zerfließt es nicht, sondern hat es eine Grenze gegen anderes, mit dem es sich austauscht. So ist es nie nur(!) für sich, sondern inmitten von anderem Leben und angewiesen auf Bedingungen, über die es nicht verfügt.

Die Selbstlebendigkeit eines Lebewesens untersteht keinem fremden Willen außerhalb seiner selbst und ist nicht ausgerichtet auf einen Zweck jen-

seits von sich. Aber sie ist in sich kreativ, schöpferisch, so dass gesagt werden kann: Alles Lebendige ist schöpferisch, ist kreativ; und nur das in sich Lebendige ist wirklich kreativ und schöpferisch.

Dieses Merkmal der Selbstlebendigkeit sei an drei Phänomenen des Lebens in der Natur aufgezeigt:⁴¹

a) Jedem Lebewesen als Organismus eignet, wie Kant ausgeführt hat⁴², eine „innere Zweckhaftigkeit“, in der es sich „Selbstzweck“ ist. Mit seiner „sich selbst bildenden Kraft“ des Lebendigen ist es der fortwährende Prozess, sich in seinen Organen immer wieder neu selbst hervorzubringen und sich fortzuentwickeln. Eine Erscheinungsform dieser Selbstlebendigkeit nach außen wird besonders deutlich, wenn im Frühling das Leben in den Bäumen und Pflanzen nach der Winterstarre wieder erwacht und sich entwickelt, neue Triebe und Blätter hervorbringt, zu grünen und zu blühen beginnt. Und ebendies, dass die Natur in sich selbst lebendig ist, ist das Erfreuliche an der Natur – obschon wir wissen, dass alles Natürliche vergänglich ist.

b) Die Selbstlebendigkeit des Lebens ist nicht nur die eines Lebewesens, eines Organismus in sich. Sie wirkt darüber hinaus als die Fruchtbarkeit (die Fertilität) des Lebens in der Fortpflanzung und deren Vermehrung und also in der Weitergabe selbstlebendigen Lebens und damit in der Entstehung neuen Lebens, neuer Lebewesen. In der Evolution der außermenschlichen Natur bringt die Fortpflanzung durch Mutation und Selektion sogar neue Formen, neue Arten oder Populationen hervor.

c) Die Selbstlebendigkeit als Selbstvermehrung zeigt sich als Selbstvervielfältigung. Wo immer die Natur sich entfalten kann, da strebt sie Vielfalt an: Vielfalt in einer unüberschaubaren Fülle von Exemplaren, Formen und Arten, in einer verschwenderischen Menge von Wesen und in nutzloser Schönheit, wie etwa bei dem nuancenreichen Grün der Bäume im Frühjahr.

Natürliches Leben vollzieht sich in Kooperation und in tödlicher Konkurrenz. Die Selbstentwicklung eines Lebewesens ist immer auch Selbsterhaltung gegen die eigenen inneren Zerfalltendenzen, also gegen die Bedrohung des Todes, die sein verwundbares und sterbliches Leben in sich trägt. Alles Lebendige verliert mit der Zeit an Kraft, wogegen keine Zufuhr von Energie von außen hilft. Und die Selbsterhaltung ist immer auch eine Selbstbehauptung im antagonistischen, feindlichen Gegeneinander. Sie vollzieht sich als Kampf der Arten, der Populationen und der Einzelexemplare um das Überleben der Gattung, der Populationen und somit für die Einzelexemplare als ein Kampf auf Leben und Tod.

⁴¹ Vgl. zum Folgenden: *Verf.*, Das göttliche Gesetz der Natur (wie Anmerkung 30), besonders 65 f.

⁴² Siehe Text um Anmerkung 26–29.

Alles Leben ist verletzlich – und darum für uns Menschen schutzwürdig, achtenswert. Doch nicht so in der sonstigen Natur. Da ist es als verletzlich dem Tod ausgesetzt. Alles Leben will leben, bäumt sich in höheren Formen, zum Beispiel bei den Tieren, gegen den Tod auf – und muss doch sterben. Es muss sterben, denn nur so kann neues Leben entstehen. Es entstünde nichts Neues, stürbe Vorhandenes nicht ab. Das ist das harte Gesetz, unter dem das Leben in der Natur steht: dass neues Leben nur um den Preis des Todes von Einzelwesen ist.⁴³ Die Selbstlebendigkeit des Lebens vollzieht sich in der Natur unter dem Gesetz des Todes, des Fressens und Gefressenwerdens. In der Natur ist immer auch Destruktives, Zerstörerisches. Um der Notwendigkeit des Todes willen ist die Natur das Reich der Notwendigkeit und noch jenseits von Gut und Böse.

Und doch ist das Leben in der Natur kein bloßes Auf und Ab, kein leerer Kreislauf von Werden und Vergehen, kein immerzu gebärender und verschlingender Taumel.⁴⁴ Es ist vielmehr kreativ im Entstehenlassen und Hervorbringen von neuem Leben über den Tod der Einzelwesen und ganzer Arten hinaus. *In* Vergehen und Tod und durch diese *hindurch* ist das Leben der Natur *in sich* kreativ, in sich lebendig und entwicklungsfähig. Um der Lebendigkeit des Lebens willen sind auch Tod und Tödlisches, Selbstzerstörung und genetische Defekte notwendig. Es wäre sonst kein evolutionäres Leben, kein *neues*, bislang nicht dagewesenes Leben hervorbringendes Leben. Um dieser Kreativität des Lebendigen über den Tod hinaus zu neuem Leben ist das natürliche Leben nicht ohne Sinn.

Wegen der Übermacht des Lebens über den Tod hinaus lässt sich ein einsehbarer, vernünftiger und bejahbarer Sinn im natürlichen Leben erkennen. Die Natur gibt, so verstanden, „etwas“ von dem zu erkennen, was Gott selbst als die unerschöpfliche Lebendigkeit des Lebens oder als schöpferische Lebensmacht ist.⁴⁵ Er in seiner Lebendigkeit des Lebens erweckt Leben

⁴³ Vgl. A. Benz: „Durch den Tod des Individuums überlebt die Art bei sich ändernden Lebensbedingungen.“ – „Ohne den Tod gäbe es keine Selektion zur Anpassung“ (A. Benz, Die Zukunft des Universums. Zufall, Chaos, Gott? Düsseldorf 2006, 144; vgl. *ders.*, Geschenktes Universum [wie Anmerkung 12], 75).

⁴⁴ Vgl. A. Benz: „In der Evolution des Universums und des Lebens“ ‚entstehen‘ „immer wieder neue Strukturen [...], die es zuvor nicht gegeben hat. Insofern hat die Wissenschaft die alten zyklischen Vorstellungen hinter sich gelassen“ (Benz/Vollenweider, Würfelt Gott? [wie Anmerkung 24], 23). Vgl. ferner: „Das Universum ist nicht im Gleichgewicht eines ewigen Kreislaufes, denn das Neue ist anders als das Gewesene, selbst wenn es aus ihm hervorging“ (*ders.*, Geschenktes Universum [wie Anmerkung 12], 123).

⁴⁵ Der Zellbiologe Peter Sitte führt in einem Vortrag über „Schöpfung oder Evolution? Das hartnäckige Missverständnis“ aus: „Überall spüre ich in der mich umgebenden Natur Gottes unendliche Schöpferkraft, die auch in der biologischen Evolution so viel Wunderbares geschaffen hat und weiter schafft, die mir erlaubt, daran teilzuhaben, mich mitzufreuen, jenseits meines Horizontes nicht ein schwarzes Loch, sondern einen leuchtenden Himmel zu sehen“ (in: zur Debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern, 35 (2005), Heft 5, 38–41; Zitat: 41). Der Direktor der vatikanischen Sternwarte, G. Coyne S. J., schreibt: „Hier zeigt sich ein Gott, der ein Universum geschaffen hat, das eine gewisse Eigendynamik besitzt und dadurch an der schöpferischen Kraft Gottes teilhat. [...] In seiner unendlichen Freiheit erschafft Gott unablässig eine Welt, in der sich diese Freiheit auf allen Ebenen des evolutionären Prozesses hin zu immer größerer

noch über den Tod hinaus oder beim Menschen als geistigem Wesen durch den Tod hindurch. Das ist das Merkzeichen – oder das Wahrzeichen – Gottes, das Wahrzeichen seiner schöpferischen Lebensmacht, seiner Übermacht über den Tod. Um der Übermacht des Lebens willen lässt sich im Leben der Natur – allerdings eingeschränkt von einer auch tödlichen Notwendigkeit – eine oder die naturbedingte Weise seiner schöpferischen Lebensmacht erkennen, die Leben noch über den Tod hinaus oder durch den Tod hindurch lebendig sein lässt. In der Selbstlebendigkeit des natürlichen Lebens, selbst noch über den Tod der Einzelexemplare hinaus, liegt ein Widerschein des göttlichen Lebens.

Weil der Sinn der Lebendigkeit in der Natur – selbstlebendig zu sein über den Tod hinaus – darin mit dem Sinn zusammenstimmt, der Gott selber ist, deshalb ist dem an Gott Glaubenden die Natur verständlich – und kann er ihr Leben bejahen und sich an der Fülle ihres Lebens freuen. Anders verhält es sich, wo Gott und Mensch als geistige Person verbunden sind: Da können Vernichtung und Tod nicht mehr gewollt, sondern nur zu bestehen und zu überwinden sein – in ein Leben hinein, das nicht mehr unter dem Diktat des Todes und der Selbstbehauptung steht; vielmehr über den Tod hinaus ist. Aber das ist hier nicht mehr unser Thema.⁴⁶

Komplexität spiegelt. Gott lässt die Welt sein, was sie in ihrer kontinuierlichen Evolution sein wird. Er greift nicht unablässig ein, sondern lässt zu, nimmt teil, liebt“ (G. Coyne, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25. Aug. 2005, Nr. 197, 31).

⁴⁶ Bemerkungen zum Thema „Kosmologie“:

1. Der in den oben vorgetragenen Überlegungen grundlegende Ansatz beim Leben jedes Menschen – und nicht bei der Kosmologie – kann sich auf den Physiker Jürgen Audretsch und auf den Astrophysiker Arnold Benz berufen. Jürgen Audretsch schreibt, dass sich Glaube und Kosmologie nicht einmal berühren. „Das Reden von Gott als dem Schöpfer sollte daher in der Argumentation nicht von der Weltentstehung ausgehen. Es kann nur vom einzelnen Menschen ausgehen und muß mit der Frage beginnen: ‚Was wollen mir die Dinge, die Natur, die anderen Menschen und meine Erfahrungen mit ihnen sagen?‘ (J. Audretsch, Blick auf das Ganze. Überlegungen eines Physikers zur theologischen Dimension der physikalischen Kosmologie, in: Der Schöpfung auf der Spur. Theologie und Naturwissenschaft im Gespräch, Karlsruhe [2006], 34-62; Zitat: 62. – Ebenso in: J. Audretsch/H. Weder, mit einem Kommentar von M. Huppenbauer, Kosmologie und Kreativität. Theologie und Naturwissenschaft im Dialog, Leipzig 1999; siehe hier die Schlusssätze: 46). Sinngemäß ähnlich äußert sich A. Benz: „Vom Standpunkt der menschlichen Lebenserfahrungen aus sind die kosmischen Vorgänge und die einzelnen Erklärungen nicht wichtig“ (Benz, Das geschenkte Universum [wie Anmerkung 12], 7). „Die beiden Horizonte des kosmisch Großen und nuklear Kleinen sind heute weit jenseits unserer Alltagswelt“ (ebd. 151). Die „primäre Schöpfungswahrnehmung ist die Erfahrung des geschenkten Lebens“ (zitiert oben Anmerkung 37).

2. Die naturwissenschaftlichen Kosmologien handeln von der zeitlichen Entstehung und Entwicklung – von der „Frühzeit“ – des Universums, abseits unserer Lebenswelt. Darin unterscheiden sie sich grundlegend oder prinzipiell von den mythisch-archaischen Kosmogonien, etwa der Bibel. Diese betreffen nicht zeitliche Entwicklungsvorgänge, nicht den Anfang des Weltalls in der Zeit, sondern als Mythen den Ursprung, den Ur-Anfang – gleichsam das Archetypische – und damit das noch in der gegenwärtigen Lebenswelt grundlegende und Leben ermöglichende Geltende.

3. Die naturwissenschaftlichen Kosmologien bestehen aus Beobachtungen, mathematisch berechneten Gesetzmäßigkeiten, Extrapolationen mittels des Computers, Hypothesen und Theorien. Insgesamt betrachtet ist das jeweils eine Konstruktion. Sie verbleibt im Zeitlichen, Vergänglichen. Gott kommt darin – ausgemachterweise – nicht vor. Ich wüsste nicht, was ein Theologe dabei zu kommentieren hätte.